

Zeitschrift: Schweizer Erziehungs-Rundschau : Organ für das öffentliche und private Bildungswesen der Schweiz = Revue suisse d'éducation : organe de l'enseignement et de l'éducation publics et privés en Suisse

Herausgeber: Verband Schweizerischer Privatschulen

Band: 21 (1948-1949)

Heft: 12

Artikel: Schulpsychologische Sprechstunde [Fortsetzung]

Autor: Boesch, Ernst

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-850624>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

tel: „Sittliches Versagen der Erwachsenen“ erwähnt wurde, unterstützt natürlich diese Auflehnung sehr stark und mit Recht.

7. *Das Suchen nach Zusammenschluss.* Die Erfahrung der Einsamkeit und der eigenen Schwachheit führt nicht nur dazu, dass man sich Vorsätze wählt, sondern auch zum Suchen nach Hilfe bei andern Jugendlichen, vielleicht auch bei Erwachsenen. Darum ist die Zeit der Pubertät die eigentliche Zeit des Eintrittes in Bünde. Die Mitgliedschaft in irgend einem Kreis, der sich ähnliche Grundsätze gewählt hat, wie man sie selber als recht ansieht, kann eine grosse Hilfe sein. Und es ist nicht umsonst, dass die amerikanischen Methodistenkirchen statistisch festgestellt haben, dass die meisten gründlichen Entscheidungen in ihren Kirchen im Alter von etwa 16 Jahren geschehen sind.

Zusammenfassend müsste über die Pubertätszeit zunächst nochmals gesagt werden, dass nun die Gleichgewichtslage der schönen „Realitätsperiode“ gründlich gestört ist. Die dunkleren Kräfte des Seelischen und Leiblichen durchpulsen das Leben der werdenden Persönlichkeit. Ihnen gegenüber ist das Geistige, Bewusste oft macht- und hilflos; es wird erst nach der Pubertät sich langsam ordnend durchsetzen.

Graphisch müsste das so dargestellt werden, dass die Waage der Persönlichkeit gehörig aus dem Gleichgewicht gebracht ist.

Der junge Mensch als Einmaliger

In der Schulstube eines guten Sekundarlehrers kann es vorkommen, dass die Schüler der 3. Klasse beinahe wie Erwachsene behandelt werden und auch selber entsprechend miteinander umgehen. Das geschieht mindestens mit dem Erfolg guter, gemeinsamer, mündlicher Arbeit und bringt manche Kraftersparnis auf disziplinarischem Gebiet. Es entspricht aber vollauf der Lage des jungen Menschen in und nach der Pubertät. Je schwächer und empfindlicher die werdende Persönlichkeit ist, desto mehr bedarf sie der Achtung des Erwachsenen und der Genossen. Eine wichtige Hilfe bedeutet die Anerkennung dieses Anspruchs durch den Lehrer und die Einwirkung auf eine Klasse dahin, dass wirkliche Achtung nicht mit äusserlichen Mitteln, also weder durch Kraftprotzenthum der Burschen in Rede und Handlung noch durch materiellen Aufwand: (Fingerring bis neues Fahrrad, Dauerwellen bis Taschengeld) errungen werden kann, sondern nur durch echte Leistung. Worin solche Leistungen auf dem Gebiet der Arbeit, des Sportes, des geistigen Einsatzes oder charakterlichen Mühen bestehen, das hat just der Unterricht aufzuweisen.

Schädlich — für den einzelnen Betroffenen, den Geist

einer Klasse und vor allem für die Achtung eines Lehrers selbst — ist also nun alles, was gegen das Gebot der Achtung verstösst: Alles Hänkeln und Verspotten, alles Hinweisen auf irgendwie nicht vollwertige Herkunft, jede Verdrehung des Namens — und auch das Nichtkennen des Namens! — alle Körperstrafe, vielleicht sogar auch die freundlich gemeinte körperliche Berührung und dann auch jede Kollektivstrafe und wäre es auch nur eine allgemeine Schandrede; sie trifft bestimmt Unschuldige mit und verletz sie so.

Der eigentlich christliche Ausdruck der Achtung vor der Persönlichkeit des Schülers ist die Fürbitte für jeden Einzelnen. Aus ihr erwächst das richtige persönliche Verhältnis.

Die Beachtung des Einsamkeitsbedürfnisses

Bei aller überragenden Bedeutung der Gemeinschaft im christlichen Glauben — Bruderschaft ist das Kennzeichen der Nachfolge Jesu — ist doch der unter Schmerzen werdenden jungen Persönlichkeit bewusst eine Schonzeit zu gewähren.

Das bedeutet vor allem Verzicht auf das Eindringen in die persönliche Sphäre. Es ist Gift für den jungen Menschen, wenn man die ersten Regungen eigenwilliger Lebensgestaltung in Arbeitsweise, Verhalten zu Kameraden, Freizeitgestaltung, Kleidung usw. glossiert; namentlich wenn das vor einer ganzen Klasse geschieht. Es ist wichtig, persönliche Ansichten ernsthaft anzuhören und sich, falls das nötig ist, ernsthaft mit ihnen auseinanderzusetzen.

Vor allem dürfen wir in das eigene Glaubens- und Geistesleben der Jungen nicht gewaltsam eindringen. Hilfe besteht zunächst vor allem in Fürbitte. Wo wir Verschlossenheit bemerken, ist die nächste Tat eine gründliche Besinnung über einen Jugendlichen vor Gott, ein Sich-Eindenken, bei dem wir uns Familie und Geschwisterkreis, Lehrer und Mitschüler, Schulleben und Schulerfolge eines Einzelnen vergegenwärtigen und danach für ihn beten. Ohne unser Reden wird einem Jungen — vielleicht nur ahnend — bewisst werden, dass wir uns mit ihm beschäftigen, ihn verstehen, ernstnehmen und lieben.

So erwächst die Bereitschaft, sich uns gegenüber zu öffnen. Wenn unser stilles Mittragen da ist, wird auch die Gelegenheit kommen, wo vom Jungen her ein Wort des Vertrauens fällt oder wo wir unser Verstehen und unsere Hilfsbereitschaft bezeugen können. Ohne gründlichen und betenden Einsatz für den Einzelnen ist eine Ermunterung unsererseits, sich zu öffnen, allzu billige Phrase. Sie stösst dann mit Recht nur zurück.

Schulpsychologische Sprechstunde

von Dr. Ernst Boesch,
Schulpsychologe des Kantons St. Gallen

VIII

Dem Verfasser dieser Betrachtungen, der im Begriffe steht, einige wesentliche Formen der Schwereziehbarkeit

zu erläutern, steigen Bedenken auf. Er hat wieder einmal einen Blick auf unsere Erziehungsmittel geworfen, und da beginnt er sich nun zu fragen, ob es wohl sinnvoll sei,

sorgsam den verschiedenen Bedingungen von Erziehungsschwierigkeiten nachzugehen, ihre Erscheinungsweisen zu erklären, wenn es in Wirklichkeit dann kaum möglich ist, ja sogar kaum gewünscht wird, die gewonnenen Einsichten zu verwerten. Warum denn nicht möglich, und warum nicht gewünscht?

Nun, es ist verschiedenerlei, was da zu klagen wäre. Kurz gesagt, lässt es sich zusammenfassen unter die zwei Begriffe: Mangel an geeigneten Erziehungsmitteln und Inflation der Psychologie. Und da das letzte wohl teilweise die Bedingung des ersten ist, wollen wir zuerst einige Worte hiezu sagen.

Wohl kaum eine Wissenschaft weckt heute so viel Neugierde wie die Psychologie, kaum eine wird so sehr bejaht — und verneint. Mit beidem, dem Bejahen wie Verneinen, hat es so seinen Hacken, der übrigens gar nicht so leicht sich erklären lässt, und wozu hier nur ganz grob einiges gesagt sein soll. Es kommt nämlich so, dass, heraufbeschworen durch die erwähnte Neugierde, eine grosse Zahl von psychologisch gebildeten und halbgebildeten Laien in erzieherischen und sogar eigentlich fachlichen Fragen mit spricht. Denn wenn man schon drei oder vier psychologische Bücher gelesen hat oder da und dort gar einmal eine Vorlesung hörte, so soll dieses Wissen auch seine Früchte tragen, einmal so, dass man die Umwelt davon wissen lässt oder so, dass man es anzuwenden versucht. Und da zeigen sich denn die grossen Enttäuschungen, ähnlich wie es jenem Anstaltsdirektor ging, der in einem langen Artikel seine psychologischen Misserfolge darstellte und deshalb die Forderung erhob, Psychologie und Pädagogik müssten getrennt werden, und vor allem habe man sich vor allzuviel psychologischem Verstehenwollen in der Erziehung zu hüten. Solche Enttäuschungen wären eigentlich so selbstverständlich und unvermeidlich, dass niemand darüber sich aufhielte, wenn man sie nicht dazu nützte, der Wissenschaft selber zur Last zu legen, was nur eigenes Ungenügen war.

Denn denken wir uns einmal die gleiche Situation auf einem andern Gebiet. Stellen wir uns vor, anstatt auf seelenkundliche, stürzte der Leser sich auf medizinische Literatur, und während der Arzt in langem Studium auf seine Aufgabe vorbereitet wird, erhielten Kindergärtnerinnen, Lehrer, Pfarrer, Sozialarbeiter und andere Berufe eine abgekürzte medizinische Ausbildung in einem zweijährigen Kurs zu je 2 Wochenstunden. Anstatt zu Testen lernte man dann die nötigen Kenntnisse und Handgriffe zu Harn- und Stuhlanalyse, Blutdruckmessung und ähnlichen Dingen, die an sich nicht mehr Schwierigkeiten bereiten. Und so, welch Wunschbild der Zukunft, wäre jeder sein und des Nachbarn eigener Arzt. Der geneigte Leser merkt: auch da blieben die Enttäuschungen nicht aus, und der Zahl unbedingter Anhänger des Aeskulap stünden jene Skeptiker und Verneiner gegenüber, deren Hoffnungen der Gott enttäuschte.

Nun, auch Psychologie ist keine Wissenschaft, von der man in seiner Freizeitlektüre mehr als eine Anschauung gewinnt. Und selbst der junge Psychologe, der nach viel-

seitigem Studium sich in der Praxis versucht, lässt oft seine Flügel hängen (sofern er wenigstens etwas selbstkritischen Geist sein eigen nennt und merkt, dass auch ein wackeres Lernen von acht oder mehr Semestern nicht genügt, um den Menschen wesentlich zu erfassen. Ja, selbst ihm kann es passieren, dass er seine Wissenschaft eine „heil-lose“ nennt und ausruft, etwas mehr gesunder und frischer Menschenverstand und ein gutes Mass Fröhlichkeit täten bessere Dienste. Seltsamerweise kommt es ihm gar nicht so ohne weiteres in den Sinn, dass das eine ja höchstens des andern Freund wäre, und dass also die Psychologie weder den gesunden Menschenverstand noch dieser sie ausschliesst. Denn es braucht schon ein Stück Selbstbescheidung, um zuzugeben, dass man noch ein Lehrling ist, und es fällt leichter, hochnässig zu erklären: Ich bin der Hirsch, als sich in den Haaren zu kratzen und die Hänge abzuschätzen, die man noch nicht erklommen hat. Kurz und mit andern Worten gesagt: Wer wettert gegen zu viel Psychologie, meint im Grunde zuviel halbhatzige, halbverdaute und eingegebildete Psychologie! Eine echte Menschenkunde kann ja niemals zu viel sein, und deshalb war sie schon immer, als eine Förderin echter Werte, ein Anliegen unserer grossen Humanisten — „Erkenne dich selbst!“, das ist radikalste psychologische Forderung! Und wenn nun die Wissenschaft, so wie sie heute da steht, und mit dem was sie heute bieten kann, noch nicht alle Wünsche zu erfüllen vermag und gar da und dort nicht immer genau das aussagt, was jeder sich wünscht — dem einen ist sie zu spekulativ, dem andern zu experimentell, dem dritten zu analytisch und dem vierten zu hypothetisch, der eine hört den Namen Freud nicht gern und dem andern ist Watson ein Dorn im Auge — soll man sie deswegen verdammen? Hülfe man nicht besser mit (durch Arbeit, nicht durch Schimpfen), sie zu verbessern, wo sie unvollkommen ist, die eigenen Unfertigkeiten aber an ihr zu bilden?

Nun allerdings, und da verbirgt sich eine Teufelsklaue, die wir nur mit Vorsicht anzutupfen wagen, steckt noch anderes hinter dem Verneinen, wie oft auch dem Bejahen, der Psychologie. Denn, das wollen wir doch offen gestehen, sie hätte zuweilen da und dort etwas zu sagen, das nicht nur anormale Kinder angeht, sondern uns selber empfindlich zu treffen vermöchte. Wir haben ja oft so schöne Deckeli und Mänteli um unser Ich gehängt und mit Geschmack und Kunst arrangiert, und dieses Arrangement nun lassen wir nicht gerne stören. Das vermeiden wir am sichersten auf zwei Arten: einmal, indem wir der Psychologie, soweit sie solcherlei droht, ganz einfach die Kompetenz abstreiten und erklären, sie versündige sich gegen den gesunden Menschenverstand; wobei wir mit dem gesunden Menschenverstand natürlich unsern eigenen meinen. Die andere, viel raffiniertere Art des Selbstschutzes vor dieser vermaledeiten Wissenschaft ist diese: Wir machen den Feind zum Freund, indem wir ihm bejahen. Nicht völlig, natürlich, sondern nur so, dass wir ihm sorgsam all das entleihen, was unsere eigene Stellung kräftigt und erst noch dadurch indirekten Gewinn bringt, dass es uns

die Schwächen des Nachbarn durchschauen lässt. Und so würde, wenn man's ganz ernst nähme (und das sollte man ja, wenn anders man Gewinn zu ziehen hofft), die Auseinandersetzung mit der Psychologie eigentlich auch eine solche mit sich selber...

Nun aber wird es Zeit, dass der Artikelschreiber schlichtet und besänftigt. Er ist keineswegs, wie übelmeinende oder erboste Geister nun etwa zu schliessen neigen, ein Feind der Laienbildung — wie wollte er sonst seine Artikel rechtfertigen? Sondern er meint und wünscht nur eines, dass man nämlich nicht übersehe, dass es eine Laienbildung ist, die ja vor allem dazu helfen soll, Probleme zu erkennen, nicht aber den Fachmann ersetzt. Er redet so einer Arbeitsgemeinschaft zwischen Lehrern und Psychologen das Wort, obwohl er damit den Anschein erweckt, Wasser auf die eigene Mühle leiten zu wollen. Er tut, ja, aber nicht der Mühle, sondern der Sache zu Liebe. Denn die sozialhygienischen Probleme unserer Zeit, die immer mehr drängen und not-tun, werden sich ohne solche und ähnliche Zusammenarbeit nicht lösen lassen!

Wie aber kommen wir von da wieder zu unserm ersten Anliegen, dem der Erziehungsmittel? Nun, so: Wenn heute unsere Erziehungsmittel weit hinter dem Wissen von den Erziehungsmöglichkeiten zurückstehen, so liegt die Schuld daran wohl nicht vor allem daran, dass da und dort bei Behörden und anderswo nur Kleinmünze an Stelle grosser Scheine hergegeben wird, sondern zu einem guten Teil auch bei der geschilderten Abwertung der Psychologie durch Verneinung, Enttäuschung und unklugen Uebereifer einzelner Anhänger. So gibt man der Instinkterziehung und einzelnen altgeübten Regeln immer noch den Hauptkredit.

Ueberblicken wir einmal, was uns an Erziehungsmöglichkeiten bei einem schwierigen Kind gegeben ist. Erster Grad (solange die Umgebung gewillt ist, die Schwererziehbarkeit als ertragbar anzusehen): Ermahnungen, Strafen, Drohungen, „eine Chance geben“, anspornen und ähnliches mehr. Zweiter Grad (wenn es der Umgebung zu bunt wird): Anstalt und Pflegefamilie. Das heisst also, dass uns gerade jene Mittel fehlen, die es gestatten, eine Erziehungsschwierigkeit ihrem Wesen gemäss zu behandeln und auch die Ursachen, was ja am wichtigsten ist, anzupacken.

Das zu belegen, erlaube man uns einen kurzen Exkurs. Schwererziehbarsein bedeutet ja vorerst einmal ganz einfach, sich den Spielregeln der Gemeinschaft nicht fügen. Und unsere geläufige Erziehungsweise hält sich vor allem an diese sichtliche Tatsache und sucht nun, die Spielregeln aufzudrängen — entweder dadurch, dass sie sie schmackhaft macht, durch Zückerchen also, oder dadurch, dass sie deren Verletzung mit unangenehmen Konsequenzen versieht, die derart den unmittelbarsten Neigungen des Fehlbaren zuwiderlaufen, dass er davor zurückweicht. Zur ersten Form gehören all die Vorteile, die man dem „braven“ Kinde gewährt, zur zweiten die Strafen und Drohungen aller Art. Es läge uns nun fern, diese beiden Erziehungsformen als solche abzuschätzen. Sie gehören zum eisernen Rüstzeug des Pädagogen und werden nicht einmal dort völ-

lig entwertet, wo sie sich in den Dienst einer reinen Dressur stellen, denn auch die beste Erziehung wird da und dort dressieren, das heisst, sinn-arme Gewohnheiten pflanzen müssen. Was natürlich auf verschiedensten Wegen geschehen kann und denn auch die Dressur-Arten voneinander scheidet.

Was indessen diesen alltäglichen Erziehungsformen oft ihren Wert nimmt, ist ihre schematische Anwendung. Man kümmert sich meist nicht sehr darum, dass ein Kind aus vielerlei Gründen dazu kommt, die Spielregeln der Gemeinschaft zu missachten, geht den Ursachen nicht nach und erzieht rein nach äussern Erscheinungsweisen. Man tut dies nicht nur aus Unkenntnis, sondern sehr oft aus viel verwickelteren Antrieben — es liesse sich hier eine ganze Psychologie des Erziehers anknüpfen, die im wesentlichen wohl etwa zu dem Ergebnis käme, dass Erzieher, je näher sie einem Kinde stehen (also Eltern in vermehrtem Masse als Lehrer zum Beispiel), dazu neigen ihr Ichideal ins Kind hinein zu projizieren und es zu einem Verhalten zu zwingen, die diesem Selbstbilde entspricht. Wenn der Erzieher nun nach den Gründen eines Fehlverhaltens suchen wollte, so sähe er sich eigentlich gezwungen, einmal ganz gründlich mit sich selbst, seinen Lebensgewohnheiten, Neigungen, Ehrgeizen und andern ähnlichen Dingen abzurechnen. Das tut kein Mensch gern, den nicht die Not dazu zwingt — und so doktert man lieber an den Aeusserlichkeiten des Kindes herum als an sich selbst.

Dazu gesellt sich allerdings noch anderes, wenn wir nun nach den Ursachen der Schwererziehbarkeit forschen. Es gibt angeborene Unausgeglichenheiten des Triebverhaltens, andererseits Umweltschäden, die durch äussere Umstände eher als durch Fehler des Erziehers bedingt sind, und all das sind natürlich ebenfalls nur grobe Kategorien, innerhalb denen vielfältige Unterscheidungen sich treffen lassen.

Wenn dem so ist, so hat die Erziehungshilfe keine leichte Aufgabe. Denn es liegt ihr nicht nur ob, die Gründe eines Fehlverhaltens genau zu erforschen, sondern sie dann auch zu beseitigen. Und das bringt einen zuweilen in recht arge Verlegenheit. Denn es setzt oft eine langwierige, geduldige Arbeit voraus, die den Erzieher ebensowohl zu erziehen sucht wie das Kind — wer wünscht diese Arbeit? Der Lehrer oft, aber die Eltern selten. Allzu sehr greift sie in intimste Bezirke ein und fordert persönliche Bereitschaft, sich umzustellen. Und dem, der sie bezahlen muss, heisse er Erzieher oder Staat, kommt sie zu teuer. Doch mehr noch: Erziehungshilfe bedeutet meist auch Familienhilfe — Fürsorge materieller Art, hygienische und gesundheitliche Betreuung, Eheberatung und anderes mehr; wer eine kranke Pflanze pflegt, schaut auch darauf, dass sie gesunde Erde hat! Wer aber leistet diese Fürsorgearbeit? Niemand! Und endlich: Muss ein Kind von zuhause weggenommen werden, erhält es dann, was es braucht? Manchmal scheint es im Gegenteil, man könne unsere Erziehungsheime mit einem Spital vergleichen, das alle Patienten in zwei Gruppen einteilt: jene, die Bauchweh haben und jene, die husten, wobei die einen mit Blinddarmoperation, die

ändern mit Bronchialsirup behandelt würden; stirbt dann jemand, so ist seine Konstitution dran schuld! Wer weder an Bauchweh noch an Husten, sondern vielleicht Kopfweh oder Krampfadern leidet, kommt einfach in die Abteilung, der er topographisch am nächsten steht und wird entsprechend behandelt.

Die Analogie ist nicht in allen Fällen so übertrieben, wie es scheint. Gewiss, wo ist der Anstaltsleiter, der sich nicht müht, seine Zöglinge als Einzelwesen menschlich und verstehend zu erfassen und zu leiten! Doch schon allein die Organisation des Heimes — seine Landwirtschaft, die Zöglingzahl und ähnliches mehr — zwingt ihn oft, zu schematisieren. Und wo gar wäre es möglich, den Eigenarten und Nöten eines Kindes nachzugehen und sie in zielbewusster, individueller Arbeit aufzulösen, wie eine psychotherapeutische Anstalt, die wir hier und andernorts schon lange fordern, es vermöchte?

Der Leser wird nun noch etwas anderes verstehen: Wenn uns in so wesentlichem Masse jene Erziehungsmitte! fehlen, die die Schwererziehbarkeit in ihren Ur-

sachen anzugreifen vermöchten, so wird auch der Psychologe oft nur oberflächliche Ratschläge geben können, die ohne Erfolg bleiben. Und wird so, ohne zu wollen, jene unterstützen, die die Psychologie als unnütze Komplikation unseres Erziehungswesens beurteilen. Aendere es, wer kann!

Der geneigte Leser wird mir nun die Bedenken, die zu Anfang aufstiegen, nachsehen. Er wird nun auch den Sinn unserer Artikel besser begreifen: Es geht ja nicht nur darum, ein paar psychologische Begriffe und Formeln zu verbreiten, sondern die vielseitige Problematik von Kindern zu erklären, die nicht so leicht zu verstehen sind, mit dem Ziele, dass uns einmal doch jene Mittel zur Verfügung gestellt werden, die zu ihrer Erziehung im vollen Sinne des Wortes nötig sind.

Und deshalb wird mir der Leser auch verzeihen, dass unsere heutige Sprechstunde eine solche mit dem Erzieher wurde — die Beispiele aus unserer Arbeit sollen ihm für gewöhnlich nicht mangeln!

Kleine Beiträge

„Etwas mehr Güte gegenüber dem Mitmenschen und ein freundliches Wort könnten oft Segen stiften; und wer dem Bedrückten ein wenig Freude schenkt, wer dem im Dunkeln Lebenden das Dasein mit Anteilnahme erleuchtet, hilft auch am

Aufbau des Friedens.“

Pro Infirmis möchte den körperlich und geistig Gebrechlichen helfen. Unterstützen wir ihre Kartenspende!

Hochschulauslese und Studienbeiträge

Eine notwendige Richtigstellung

In dem unter diesem Titel in No. 309 der NZZ vom 13. 2. 49 erschienenen Aufsatz von M. Z. wird u. a. auch das „Gespenst der Plethora, des wachsenden Ueberangebots an akademischen Arbeitskräften, mit seinen fatalen Folgen“ beschworen. Die Klage von der Ueberfüllung der akademischen Berufe ist nicht neu. Sie ertönt in Permanenz und scheint fast zum eisernen Bestand der öffentlichen Meinung geworden zu sein. Umso interessanter ist es, einmal auch die wohl dokumentierte gegenteilige Auffassung zu hören. In einem Sonderband „Die Studierenden an schweizerischen Hochschulen“ hat das Eidgenössische Statistische Amt die Ergebnisse seiner nach zehn Jahren durchgeführten zweiten Erhebung über das Hochschulstudium in der Schweiz mit ausgiebigen statistischen Angaben auf 175 Seiten eingehend verarbeitet. Die Broschüre erörtert dabei auch die aktuellen Hochschulfragen, so den Andrang zu den akademischen Berufen, den Bedarf an Akademikern, das Problem des Studiums der Frauen, und sie befasst sich besonders eingehend mit der ganzen Struktur der schweizerischen Studentenschaft. Das Material lieferten die zirka 15 000 Fragebogen, die von den Studenten im Wintersemester 1945/46 ausgefüllt worden sind.

Zum Problem der Ueberfüllung der akademischen Berufe erklärt die Publikation zusammenfassend, die Zahl der Studenten dürfe unter keinen Umständen der Zahl der akademischen Berufsanwärter

gleichgesetzt werden, selbst wenn man diese durch die Studienzeit dividiere. Die Klagen über die Ueberfüllung der akademischen Berufe und der zunehmenden Proletarisierung der Akademiker werde man mit einer gewissen Skepsis aufnehmen, wenn man die Statistiken über die Akademikerberufe in den letzten Volkszählungen sowie über die Abschlussprüfungen zu Rate ziehe. Mit Recht sei darauf hingewiesen worden, dass an befähigten Akademikern bei uns immer noch Mangel herrsche.

Im Anschluss an einen Bericht der „Zofingue“ wird im zitierten M. Z.-Aufsatz auch der Beunruhigung Ausdruck gegeben über die „immer wieder beklagte Erfahrung, dass dem Anschwellen der Studentenzahlen eine Senkung des durchschnittlichen Niveaus parallel laufe...“ Wir wollen diese Behauptung nicht näher unter die Lupe nehmen. Immerhin hat der Schreibende solche Behauptungen schon während seiner Studienzeit vor ca. 30 Jahren in der Kantonsschule und auf den Universitäten zu hören bekommen und schon in der antiken Literatur vor reichlich 2000 Jahren sind ähnliche Klagelieder zu vernehmen. Dennoch ist es erfreulich festzustellen, dass die Wissenschaft seither auf allen Gebieten in immer schnellerem Tempo gewaltige Fortschritte macht, wobei nicht nur die begnadeten Genies, sondern auch die gewöhnlichen akademischen Sterblichen stets wachsende berufliche Aufgaben und Anforderungen bewältigen. Der Verfasser des Aufsatzes geht den Ursachen der beklagten Senkung des qualitativen Niveaus der Hoch-